

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 59 (1955-1956)
Heft: 14

Artikel: Auf der Suche nach Pegarol
Autor: Landry, C.F. / Burgauer, Arnold
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-669534>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

,Verflucht noch einmal!' meinte der Gendarm, 'dann wird er's also doch nicht gewesen sein.'

„Was soll denn mit ihm los sein?“ fragte der Taschnermeister.

„Ach was“, sagte der Gendarm, „er stand im Verdacht, am 13. Juni in dem verdammten Nest dort drüben dem Sattler Anton das Haus angezündet zu haben, und mit dem Haus die halbe Gemeinde.“

„Am 13. Juni?“ fragte der Taschner bestürzt. „Sie, das ist aber doch sonderbar. An diesem Tag hat der Junge gefragt: „Den wievielen haben wir heute? Den 13. Juni? Das ist der Heilige Anton, nicht wahr? Ich sage Ihnen, heute geschieht irgendwo etwas.“

In diesem Augenblick sprang der Sepp auf und versuchte davonzurennen. Aber der Gendarm hatte ihn sofort beim Kragen. Unterwegs gestand der Junge dem Gendarmen alles: Er war wütend auf Meister Anton, weil ihn der Sattler wegen seiner Basteleien wie einen Hund geprügelt hatte. Er wollte sich an ihm rächen und so erforschte er, wo am 13. Juni, dem Tag des Heiligen Anton, genau zu Mittag die Sonne stehen würde, darnach stellte er die Linse ein, um das Stroh in Brand zu stecken; er selbst würde dann weiß Gott wo sein. All das hatte er also schon im Februar vorbereitet, knapp bevor er seinen Dienst verlassen hatte.

Sie werden es mir nicht glauben, aber man briefete einen Wiener Astronomen, der die Linse untersuchte und gar nicht fassen konnte, wie haargenau der Junge sie auf die Sonnenkulmination des 13. Juni eingestellt hatte. Er meinte, dies zeuge von einer geradezu unerhörten Geschicklichkeit, um so mehr als der fünfzehnjährige Junge keinerlei astronomische Geräte zur Winkelmessung zur Verfügung hatte. Was mit dem Sepp weiter geschehen ist, weiß ich nicht. Aber ich werde den Gedanken nicht los, was für ein Astronom oder Physiker aus dem Lausbuben hätte werden können. Ein zweiter Newton oder so was ähnliches mag in dem verdammten Bengel gesteckt haben! So viel Erfindungsgeist und so viel Talent gehen in der Welt verloren... die Geduld, um Diamanten im Sande, Perlen im Meer zu suchen, bringen die Menschen auf; aber die seltensten und absonderlichsten Gaben Gottes in seinen Geschöpfen aufzuspüren, damit sie nicht zuschanden würden, dafür haben sie kein Interesse. Ob da nicht ein grosser Fehler steckt?“

C. F. Landry

A U F D E R S U C H E

N A C H P E G A R O L

Von Zeit zu Zeit bin ich, auf verschiedenen Wegen kommend, immer und immer wieder der einen, schon fast formelhaft gewordenen Satzwendung begegnet: «Wieder einer, der Pégarol nachschlägt». Man sagt es vom Knaben, der die Schule schwänzt, obwohl er sonst nicht auf den Kopf gefallen ist, und die Ehefrauen sagen es zu ihrem Mann, wenn er sich in einer bösen Geschichte festfährte: «Man möchte meinen, Pégarol sei nicht tot!» So sehr und so oft, dass ich mit diesem Pégarol endlich einmal ins Reine kommen wollte.

Dazu musste ich freilich die Alten bei ihren abendlichen Verrichtungen aufsuchen, wenn sie jene kleinen Werkgriffe tun, die dem Geist seine volle Freiheit zurückgeben, wie das Entdornen oder das Ausbessern eines alten Mauerwerkes. An solchen Abenden habe ich Pégarol und seine Geschichte kennen gelernt.

Und Pégarol muss gelebt haben, irgendwo in diesem kleinen Land. Er lebte in einem Dorf, aber in welchem? Darauf schweigen sich die Leute aus. Er muss einmal jung gewesen sein, das stimmt, aber nicht so wie die andern jungen Burschen. Eine seltsame und allzu ernste Jugend muss er gehabt haben, ohne Tanz, ohne die Schwärmer der Patronatsfeste und die lauten Hochzeiten. In den schönsten Tagen seiner Jugend muss er sich mit alle dem beschäftigt haben, was man gewöhnlich ausspart: mit den Ruinen, den Felsspalten und den Höhlen... Man sagte, dass er Bücher gelesen habe, und dass es ihm in den Kopf gestiegen sei.

Später hat man mir erzählt, dass er Gold suchte, und dieses Suchen hat ihn zuerst nachdenklich gemacht und dann stumm. Schliesslich lachte er nicht mehr und klopfte das Tagwerk auf den Feldern seiner alten Mutter, vorzeitig war er im Weinberg tätig, um ihm dann um so gründlicher entrinnen zu können... Züpp!... Eines Morgens war er entflohen und keiner vermochte zu sagen, was aus ihm geworden war. Oft hat man ihn Wochen und Wochen nicht gesehen.

Für die Menschen auf den Feldern gibt es weder Ruhetage noch einen Stillstand, und so nahm man denn auch das Verschwinden Pégarols kaum wahr; er besass ein kleines Erbe, und dieses Stück Erde erweckte in ihnen noch immer den Eindruck des Brachlandes... Nun, den einen ergreift die Jagd, den zweiten den Fischfang, und wieder andere hat die Lust der Jahrmarkte erfasst, von denen sie erst beim Morgengrauen heimkehren...

Aber als Pégarol seine Felder vernachlässigte und die Ernten zugrunde gehen liess, wurde es selbst den Bauern zu viel. Die Burschen seines Alters begannen zu bemerken, dass man ihn schon lange Zeit nicht mehr gesehen hatte, weder bei den Karten, noch beim Boule-Spiel. Wie lange es sein mochte? Keiner vermochte es zu sagen... Und die Alten sprachen von jener Greisin, welche jetzt ganz allein auf ihrem kleinen Hof zurückgeblieben war, und die jetzt ihr Holz wieder allein zu spalten hatte, das Wasser zu mannen und das Land zu bestellen, ganz als ob ihr Früchtlein von einem Sohn nie gelebt hätte.

Man half der Alten, und so kam es, dass Pégarol eine geradezu epochale Aufmerksamkeit zuteil wurde. Zuweilen tauchte er, man wusste nicht wie, vor einem pflügenden Bauern auf; er hatte eine graue Haut und grosse Augen — grösser, als man sie früher bei ihm gekannt hatte — und die verlegene Stimme jener, die sonst zu schweigen pflegen.

«Ich werde es dir eines Tages vergelten!» sagte er, um zu danken. Und er sprach es, trotz seinem jämmerlichen Ausdruck, mit dem sicheren Ge-
haben eines Mannes, den eine Erbschaft erwartet.

Doch keiner glaubte ihm. In zwei bis drei Jahren hatte er das Aussehen eines gealterten Mannes angenommen, mit ungepflegtem Baarthaar, mit ausgefransten Hosen und fahlen Gliedern. An langen Abenden, am Herdfeuer, verlachte man ihn, tadelte ihn... Und tat es noch lauter, nachdem seine Mutter gestorben war...

Jetzt wussten sie nicht, wo sie ihn fangen sollten. Und just damals kam er, bei Nacht, mit zufriedener Miene, ausgemergelt und ausgehungert, und dennoch mit triumphierenden Lichtern in den Augen. Aber als er die Frauen sah und die Kerzen, veränderte sich sein Gesicht. Sein Schmerz war ehrlich; aber jene, die bei den Kerzen wachten, glaubten gut zu tun, wenn sie mit ihren Vorwürfen nicht zurückhielten. Pégarol hörte zu,

ohne zu antworten; aber er begehrte das schönste Begräbnis, und in allem vom Besten das Beste...

Und sie fragten sich nicht ohne Grund, ob denn der Priester diesem Taugenichts Glauben schenke, der ihn niemals entschädigen würde... Jedenfalls wurde es das schönste Begräbnis des Landes.

Aber wenn sich der Pfarrherr als taktvoll erwiesen hatte, so seine Magd weniger. Bald sollte man erfahren, dass der Priester mit guten Goldklumpen bezahlt worden war, und dass Pégarol noch mehr als einen in sein Taschentuch eingeknotet hatte. Trotzdem blieb er aber ein armer Mann. Bei Unwettern regnete es ihm in die Küche, aber man wagte nicht mehr, von Pégarol als von einem Dummkopf zu reden.

Es kam also ganz anders, und so gab es, rundum im Lande, zwei Parteien, wie bei einem Wahltag. Die Alten behaupteten, dass er mit dem Teufel im Bunde sei, dem alles wohlfeil ist, und sie führten zum Beweis den Tod von Pégarols Mutter an, der just in jenem Augenblick eingetreten sei, als sich dieser bereicherte; denn reich glaubte man ihn nun einmal. Die Frauen bekreuzten sich, und sie glaubten, dass er seine alte Mutter, um des Goldes willen verkauft habe. Die Jungen freilich zuckten die Achseln, indem sie meinten, dass auch sie sich gerne bereicherten und mit dem Teufel paktierten, wenn es so leicht geschehen könne. Wieder andere hatten ihren klaren Kopf bewahrt und pflegten und achteten Pégarols Eigentum besonders, weil sie glaubten, dass er sich nach seiner Rückkehr ihrer erinnern werde.

Aber die Zeit verstrich, und Pégarol wurde seltener gesehen. Wie man erst später erfuhr, wollte es eine Art von Unglück, dass er just in jenem Augenblick einige Goldklumpen entdeckte, als er bereit gewesen wäre, seine unfruchtbaren Schürfungen für immer aufzugeben. Dann wieder überfiel es ihn wie ein Fieber, das nicht mehr aufzuhalten war.

Ein- bis zweimal noch überraschte man ihn bei Nacht, am Rand eines Brunnens, inmitten des Dorfes, wie er die eingezogenen Läden der andern betrachtete. Er kannte ihr Leben, und besser fast, als wenn er sie niemals verlassen hätte. Und er wusste auch um die Todesfälle, die Hochzeiten, die Geburten...; die seines Alters waren, sie schliefen jetzt, mit einer Frau, bei ihren Kindern... Er aber schüttelte den Kopf, schob seinen Rucksack über die Schulter und eilte mit raschen, energischen Schritten von dannen...



Castro Urdiales (Spanien)

Photo: E. Oberhängli

Ein Bauer, dessen Weg er einmal kreuzte, hörte ihn deutlich sagen: «Bald ist es an dir, Pégarol, an dir ...»

Und man stellte ihn sich vor, irgendwo in ein Loch vergraben, mit seiner an einem Felssporn befestigten Gruppenlampe, an die Liebesnächte der anderen denkend ... Dann nahm er erneut sein Flözen auf, den Kopf an einer Felsangel stossend, die Mahlzeiten und die harte Wohnstatt fern der Sonne, von einem sauberem Gutshof träumend, in dem eine Frau dem Geflügel Körner streut, indes die Kleinen den grauen Eidechsen nachlaufen.

Und eines Tages ist er zurückgekehrt. Für immer? Er glaubte es, der Arme ... Er hatte genug davon, man konnte es sehen. Fünfunddreissig alt, und schien gegen sechzig zu sein. Er hatte jetzt Augen, die sich vor dem Glanz des Lichtes fürchteten, die aber im Dämmer sehr schön erscheinen konnten.

«Wem gehörst du, dich meine ich», sagte er zu dem Knaben, der die Ziegen hütete? Aber wenn er wusste, dass sie jenem oder jener waren, überfiel ihn eine grosse Traurigkeit, und er erzählte nicht mehr von diesen Dingen. Er wusste auch, dass Marietta, die früher so hübsch gewesen war, sich mit Fifre, dem Trinker, vermählt hatte, und dann fand er es schlecht bestellt um die Erde und die Menschen. Und auch die Nanon, die Jeanne und Karoline waren jetzt alle zu reifen Frauen geworden, die einem Haus oder Hof vorstanden. Was hatte also er, Pégarol, hier zu suchen?

Und es geschah, dass er in kurzer Zeit seinen kleinen Goldhaufen für eine Jugend aufgezehrt hatte, die sich damit belustigte, ohne ihm etwas zu geben. Er schien nicht mehr die Gepflogenheiten der Menschen zu haben — nicht im Guten und nicht im Schlimmen —, und als er zum letztenmal auftauchte, war das Mädchen verschwunden und wurde nie mehr gesehen.

Auch Pégarol nicht. Er hatte sich mit den Bergen vermählt. Zu ihnen war er aufgebrochen, zu ihnen war er zurückgekehrt ...

Und zehn Jahre später betrat ein Alter — alt wie keiner sonst — die Strassen des Dorfes und gebot, dass sie ihn auf einem Karren in die Stadt brächten. Es gibt niemand auf dem Lande, der Zeit fände, die Felder zu verlassen, um einen Lump auf einem kleinen Wagen in die Stadt zu bringen. Doch der Alte nahm den Polizisten bei Seite und redete so eindringlich auf ihn ein, dass sich dieser bald wohlwollend bereit erklärte, ihn zu begleiten.

In der kleinen Stadt suchten sie einen Notar. Man musste dem Alten auf jeder Treppenstufe helfen; dabei hatte er eine absonderliche Art, halb gekrümmmt und halb kriechend seinen Weg am Boden zu suchen. Im Notariatsbüro erklärte er dann, dass er ein kleines Vermögen auf sich trage, und plötzlich erwies er sich als überaus wendig beim Öffnen seines Gürtels ... Und dann kam das Gewand an die Reihe, ein fadenscheiniger Anzug, dessen Aufschläge und Taschen randvoll mit gelben Steinen und Kieseln angefüllt waren. Die Hände des Alten zitterten vor Freude und Neugier.

«Das muss vor sieben Jahren gewesen sein!» sagte er.

«Und hier die des letzten Sommers.»

Sie errechneten, dass es Tausende und Aber-tausende waren.

Der aufmerksame Notar und der erstaunte Polizist halfen diesem Vagabunden. Und es wurde ein Dokument abgefasst, wie er verlangt hatte. Aber im Augenblick, da Pégarol unterschreiben sollte, sagte er verlegen:

«Entschuldigen Sie, meine Herren: ich sehe nicht mehr deutlich ...»

Es war die reine Bescheidenheit, denn nur mit grosser Mühe vermochte er im Licht des Tages den Schatten eines Menschen zu unterscheiden ...

Und so lebte noch runde zwanzig Jahre lang ein schlöhweißer Greis, der eine brave Frau fürstlich dafür entlöhnte, dass sie ihn in die Sonne führte, ihm zu essen gab und ihm sagte, ob die Hühner alles hätten, dessen sie bedurften.

Zuweilen auch erkundigte er sich — mit einer grossen Traurigkeit in der Stimme —, so ein Mann auf einem Karren vorüberzog: «Wer bist du?»

Jeder kannte Pégarol und Pégarols Schrullen — sie beklagten ihn, und darum auch gaben die jungen Bauern von der Höhe ihrer Gespanne fast feierlich zur Antwort:

«Ich bin Pierre, Sohn des François und der Nanette ... Ich bin André, Sohn des André und der Jeanne ...»

«Deine Mutter war schön ... schön, wie eine Blume», sagte dann Pégarol.

... Und es wollte scheinen, als erschaffe er in seinem Innern jenes vergangene Leben, an dem er vorbeigegangen war, damals, als er noch hätte sehen können ...

(Deutsche Uebertragung von Arnold Burgauer)